

Die Odyssée von russlanddeutschen Familien (Mennoniten) von 1855 bis heute

Dietmar Konanz

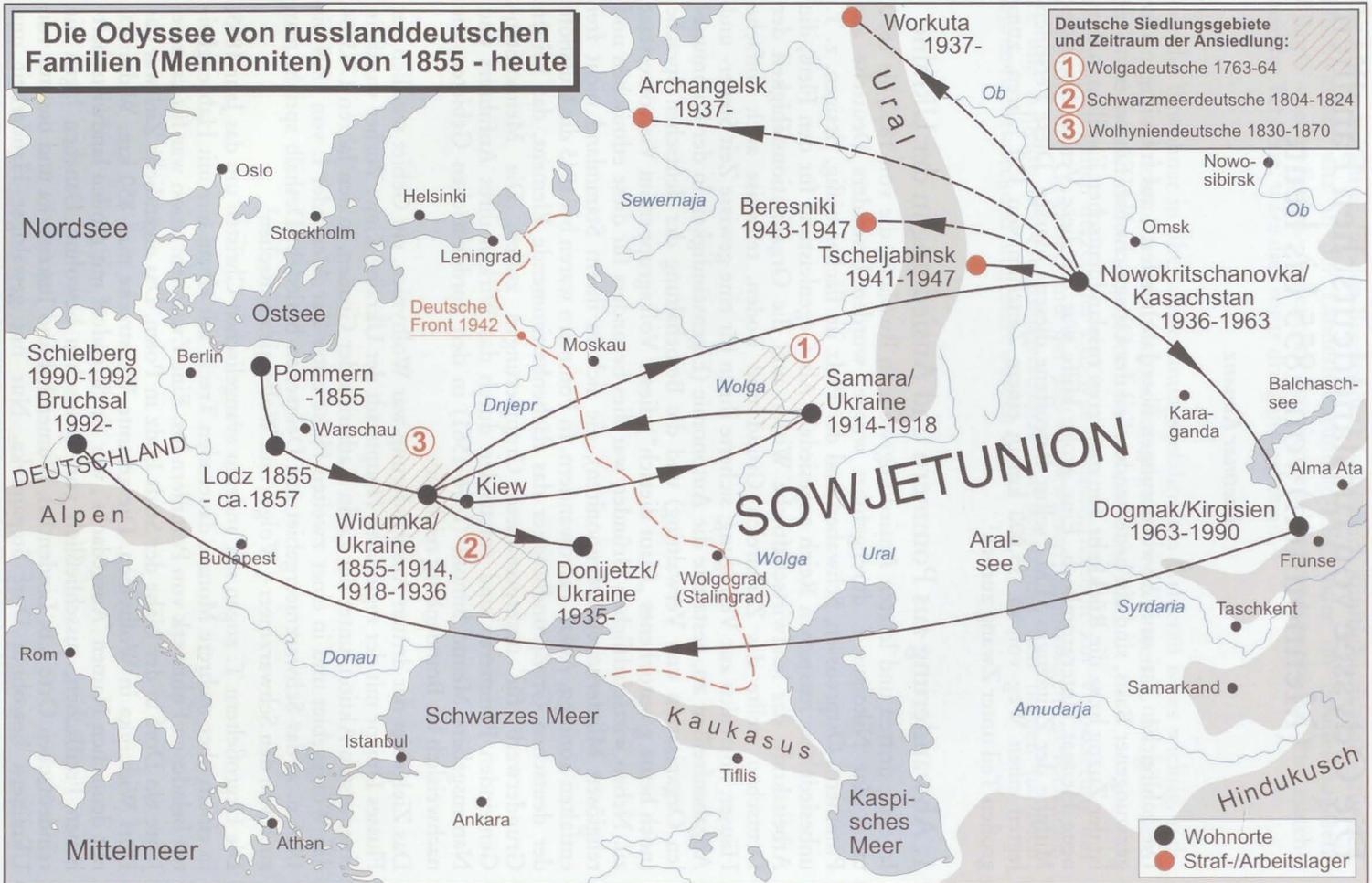
Die zahlreichen Zu- und Abwanderungen über Jahrhunderte, auf freiwilliger und gezwungener Basis, sind ein bedeutender Teil der Ortsgeschichte. Ein neuerer Teil ist der Zuzug bzw. die Rückkehr von mehreren russlanddeutschen Familien in ihre neue Heimat Untergrombach. Eine große Hilfe war für diese Vereinsarbeit die Mithilfe der Zeitzeugin H.M., selbst Betroffene dieser Odyssée. Diese Personen legten einen Weg von ca. 15.000 km in einem Zeitraum von 150 Jahren, zum großen Teil unter Zwang zurück¹.

1. Abwanderung aus Pommern und Ansiedlung in der Ukraine

In einer dritten und letzten Ansiedlungswelle in Russland, die von 1830 bis 1870 unter Zar Nikolaus I. durchgeführt wurde, wurden besonders Deutsche aus Pommern, Ostpreussen, Schwaben und der Pfalz im flächenmäßig, riesigen, z. T. unbesiedelten, russischen Reich angesiedelt. Als Gegenleistung für den Fleiß, die Arbeitskraft, das landwirtschaftliche Wissen und die Organisationsfähigkeit der Deutschen stellte das Zarenreich Grund und Boden, teilweise auch einfache Häuser, kostenlos zur Verfügung, sicherte ihnen für eine gewisse Zeit Steuer- und Abgabefreiheit zu, gestattete die Autonomie (Eigenständigkeit in der kommunalen Organisation und Verwaltung) und die Beibehaltung der deutschen Sprache (noch heute gesprochenes „Plaut dietsch“) dieser Volksgruppen im Vielvölkerstaat zu. Neben wirtschaftlichen Gründen war dies besonders für diese ethnischen und religiösen Minderheiten (Mennoniten), die sich in ihrem Stammland nicht frei entfalten konnten, Anlaß auszuwandern. In Pommern waren bis 1945 die Gutshöfe der deutschen Großgrundbesitzer das flächenbestimmende Element, das keinen Grunderwerb für untergeordnete Gruppierungen zuließ. Die Mennoniten-Gemeinden Pommerns sind entstanden durch das Wirken ihres Anführers und Namensgebers Menno Simons (1496-1561) in den norddeutschen Gebieten, die nachweislich bis Brandenburg reichten².

Das Zielgebiet der dritten Auswanderung war Wolhynien, ein Gebiet westlich des Flusses Dnjepr mit der regionalen Hauptstadt der Ukraine Kiew. Vorher wurde in einer ersten Aktion, unter der Zarin Katharina der Großen, in den Jahren 1763/64 das Wolgagebiet und in einer zweiten Phase unter Zar Alexander I. von 1804 bis 1824 u. a. das Schwarzmeergebiet mit Deutschen besiedelt. Deshalb spricht man auch von den Schwarzmeer-, Wolga- und Wolhyniendeutschen³.

Die Urgroßeltern T. zogen mit anderen evangelischen Christen um das Jahr 1855, in einem über mehrere Monate dauernden Treck, mit einem nur mit Habseligkeiten beladenen Fuhrwerk von Pommern los. Eine Zwischenstation war für ca. zwei Jahre ein Dorf in der Nähe der Stadt Lodz in Polen. Das eigentliche Ziel war das Dorf Widumka in Wolhynien. Die gesamte Wegstrecke maß 850 km. Widumka, mit deutschen Namen 'Ausgedacht', war ein Streudorf mit großen landwirtschaftlichen Freiflächen, ausschließlich von Deutschen bewohnt. Daneben lagen die reindeutschen Orte z.B. Lindenthal, Blumenthal und Justenovka und das nur von Ukrainern bewohnte Dorf Stepanovka. Nur mit gewaltiger Handarbeit und



reichlicher Düngung erbrachten die zugeteilten 50 Hektar Ackerfläche den gewünschten Ertrag, um die inzwischen auf 8 Kinder angewachsene Familie zu ernähren. Durch den Verkauf von eigenen landwirtschaftlichen Produkten war der Lebensunterhalt finanziell gesichert. Neben der Gründung von kirchlichen Gemeinden der Baptisten, Lutheraner und Mennoniten wurde auch eine kommunale Verwaltung mit einer deutschen Schule aufgebaut und Geschäfte, sowie handwerkliche Kleinbetriebe gegründet.

So konnte man das arbeitsreiche Leben der Deutschen in Wolhynien bis zum Jahre 1914, den Beginn des 1. Weltkrieges und dem nachfolgenden Ende der Zarendynastie, als fast ideal bezeichnen. Ein Problem tauchte aber schon vorher auf, dies war die reale Erbteilung, die in dieser ausschließlich landwirtschaftlich geprägten Struktur zu einer unausweichlichen Minderung führte. Die Eltern T. hatten als Erbfläche nur noch ca. 10 Hektar Land zur Verfügung.

2. Der Erste Weltkrieg

Gleich nach Beginn des Krieges wurden die Bewohner der deutschen Dörfer in den Osten, ohne Nennung des Zielortes, zwangsumgesiedelt. Politisches Ziel war es, die Russlanddeutschen zur deutschen Ostfront auf Distanz zu bringen. Mit dem eigenen Fuhrwerk ging es die 180 km nach Kiew, hier erfolgte die Bahnverladung und der leidvolle Transport nach Samara an der Wolga. Trotz vieler Toter bei diesem Transport fand man hilfreiche Aufnahme in diesem, von Schwaben der zweiten Einwanderungswelle besiedelten Ort. Man wohnte bei den Landsleuten, hier war es die schwäbische Familie Hammer, fand Arbeit, erwarb aber keinen Grundbesitz, denn es bestand immer der Wunsch zur Rückkehr in den russischen Heimatort Widumka. Welch ein Glücksgefühl überfiel diese Deutschen im Sommer 1918: wieder zurückkehren zu können. In Widumka erwartete sie aber ihr jetzt baufälliges Haus und ein völlig verunkrautetes, über vier Jahre nicht eingebautes Ackerland. Dieser Ort war in der Kriegszeit von Ukrainern bewohnt. Nach dem Abzug dieser Volksgruppe wurde das Land urbar gemacht, die T. bauten ein neues Haus in Block-Holzbauweise mit Stall und Scheune. In dieser Wiederaufbauphase wurde im Nachbarort eine Baptistenkirche in Eigenarbeit erbaut. Man lebte mit Ukrainern, Polen und Juden friedlich nebeneinander. Diese zweite, glückliche Zeitphase dauerte aber nur ein knappes Jahrzehnt.

3. Die Kolchosengründung 1927

Nach der Oktoberrevolution am 25.10.1917 entstand eine neue sozialistische Sowjetunion. Ein weitere Wende ergab sich nach dem Tod Lenins im Jahre 1924 und der Machtübernahme durch Josef Stalin die er mit seinem gefürchteten Machtapparat zu einer Diktatur grausamsten Stiles ausbaute. Entscheidend war für die deutschen Kleinbauern in den gesamten Siedlungsgebieten die Gründung der Kolchosen im Jahre 1927 (in Widumka 1928), jener wirtschaftlich selbständigen, im Kollektiv geführten Agrarbetriebe. Das bedeutete für die Familie T., es wurde ihnen das Ackerland, ja sogar das Pferd und der Pflug genommen. Es blieb ihnen neben dem Haus nur noch ein ca. halbes Hektar Gartenfläche, eine Kuh und ein Schwein zur Eigenversorgung. Dies führte zur wirtschaftlichen Verschlechterung und zur Abhängigkeit gegenüber der Kolchose, in der man jetzt pflichtbeschäftigt war. Der Verdienst wurde nicht in Rubel, sondern in Naturalien, besonders Getreide ausbezahlt. Bei diesen Mißständen setzte eine erste Rückwanderungswelle der Deutschen ein, die jedoch Stalin schnellstens schon 1927 unterband, denn die

arbeitswilligen Deutschen waren ein einkalkulierter 'Motor' in der Planwirtschaft. Verwandte von T. erreichten in dieser Glücksphase Deutschland und wanderten weiter nach Kanada aus. Die Familie T. schaffte dies nicht und so ergab man sich dem russischen Schicksal.

4. Zwangsumsiedlung vor dem zweiten Weltkrieg

Schon im März 1935 wurde das halbe Dorf in das ca. 600 km entfernte Donijetzk/Ukraine zwangsumgesiedelt. Am 10. September 1936 kam für die andere Hälfte der Einwohner der Befehl, innerhalb von drei Tagen abmarschbereit zu sein. Ohne Zielangabe verließ man für immer den zur Heimat gewordenen Ort Widumka. Mit der Bahn ging es nach Osten, hinter den 'Schutzwall' Ural in den Ort Nowokritschanovka. Es war eines von 13 Dörfern, die nur durch Nummern deklariert waren. Zwangsumgesiedelte Polen hatten hier als Vorhut schon 1935 einfachste Lehmhäuser in der Größe 9 x 3 m, mit offenen Tür- und Fensteröffnungen und einem undichten Flachdach aus angehäuften Heu für die Deutschen gebaut. Auch hier war das russische Ziel die Gründung von Kolchosen. Dazu wurde das riesige Weideland, bewachsen mit scharf-schneidendem Steppengras, unter dem sich sehr fruchtbarer schwarzer Boden befand, der nur bei viel Regen hohe Ernteerträge brachte, urbar gemacht. Der einzelnen Familie blieb eine private Ackerfläche von ca. 150 Quadratmetern. Es gab kein Holz als Brenn- und Baumaterial, mit getrockneten Dung wurde geheizt. 7 Tage Arbeitszeit in der Woche waren Standard, erst ab 1990 gab es einen wöchentlichen Ruhetag. Es durfte in der Öffentlichkeit nur noch russisch gesprochen werden, die Kinder mußten jetzt eine russische Schule besuchen.

Ein menschliches Problem war die ständige Angst vor der Liquidierung oder Verschleppung von Personen, die der stalinistischen Diktatur nicht genehm waren. Der Pfarrer des Dorfes und zwei Deutsche wurden abgeholt und erschossen. Weitere Personen wurden 1937 nach Archangelsk und Wortuka deportiert, nur wenige kamen um 1947 zurück. Im Jahre 1939 ging es im Ort wirtschaftlich etwas aufwärts, vorher war es ein reiner Überlebenskampf.

5. Der Zweite Weltkrieg

Nach dem Einmarsch der Deutschen in Russland am 22. Juni 1941 ließ Stalin die russlanddeutschen Männer der 13 Dörfer im Dezember in das Arbeitslager bei Tscheljabinsk, an der Ostseite des Ural stecken. Die deutschen Frauen ab einem Alter von sechzehn Jahren kamen am 20. Januar 1943 in das Industrie-Arbeitslager Beresniki auf der Westseite des Ural. Mit Hilfe der deutschen Frauen-Batrups wurde ein Titan- und Elektrowerk aufgebaut. Die Deportierten mußten bei z.T. 40 Grad minus und geringen Brotrationen schuften. H.T. durfte am 4. April 1947 wegen ihrer kranken Mutter heimkehren. Viele Männer starben aus Hunger, denn wurde die Arbeitsnorm nicht erfüllt, kam es zur Kürzung der Brotrationen. Es entstand der Eindruck, daß man die Deutschen langsam und geplant umbringen wollte. Noch schlimmer erging es den Russlanddeutschen, die mit deutschen Truppen ins Reich zurückkamen und sich im Gebiet der ehemaligen DDR niederließen. Sie wurden denunziert, von den sowjetischen Besatzungstruppen verhaftet und nach Swerdlowsk/Ural-Ostseite bzw. nach Sibirien verbracht.

Erst in den Jahren 1947/48 kam es nach der Rückkehr der wenigen Überlebenden zu einem Neuaufbau in Nowokritschanovka. H.T. heiratete ihren deutschen Mann

N.M., aus dieser Ehe ging der einzige Sohn A. hervor. Mischehen waren nicht bekannt, man blieb unter sich⁴. Der Ehemann arbeitete als Traktorfahrer, sein Lohn waren 2 kg Weizen pro Arbeitstag. So konnte man erstmals das alte Lehmhaus mit Teerpappe decken, die Öffnungen mit Türen und verglasten Fenstern bestücken und einen zweiten Stall bauen. Ab dem Jahre 1956 war es dann in der UdSSR möglich, den Wohnort frei zu wählen⁵.

6. Freiwillige Umsiedlung nach Kirgisien

Der Hauptanlaß zur Umsiedlung in eine wärmere Region war die Asthma-Erkrankung von H. M. Man hörte auch von den Vorteilen der schon dort anwesenden deutschen Familien. Der Besitz in Nowokritschanovka wurde für 3.000 Rubel, also weit unter Wert verkauft. In der Industriestadt Dogmak in Kirgisien fand man zum wiederholten Male eine neue Heimat. In dieser Vielvölkerregion waren elf Nationalitäten vertreten, Religionsausübung war besonders für Kinder nicht erwünscht. Es kam zu Diskriminierungen besonders der Baptisten, zu denen man sich zugehörig fühlte. So wurde den Kindern der Kirchen-/Bethaus-Besuch von der politischen Führung untersagt. In mühsamer Handarbeit errichteten die Baptisten 1979 ein Bethaus in Dogmak.

Mit einem Kredit kaufte die Familie M. ein einstöckiges Haus mit Garten. Der Sohn A. studierte Elektrotechnik. Es war von den äußeren Gegebenheiten her, bei warmen Temperaturen und ertragreicher Landwirtschaft, ideal hier zu leben. Die Kinder waren nach Alter organisiert in den Gruppen „1. Oktoberkinder, 2. Pioniere und 3. Komsomol“. Letztere Gruppe hatte das rote Halstuch als Kennzeichen. Trug man das rote Halstuch nicht, hatte das Kind in der Schule erhebliche Nachteile. Kinder wurden schon in der 1. Klasse gefragt: „Wer ist gläubig und wer will nach Deutschland?“ Die gesamte Jugendorganisation war vergleichbar mit der im deutschen NS-Staat.



Das Ehepaar N.M. und H.M. vor ihrem Haus in Dogmak um 1970. Bildquelle: H.M.

Das in Eigenarbeit errichtete Bethaus der Baptistengemeinde von Tokmak/Kirgisien



Moniereisen werden an einem Altbau ausgebaut



Rohbauarbeiten am Gerüst



Abbruch von Altfundamenten für den Neubau



Montage von Metallplatten an der Decke



Mittagessen am Männertisch



Frauen schleifen die Stahlgeländer



Das 1979 fertiggestellte Bethaus

In gleicher Art und Weise (Eigenarbeit, Mithilfe) erstellten in den Jahren 2000 bis 2002 die Gemeindeglieder der Mennoniten-Brüdergemeinde Weingarten ihr Bethaus.

Bildquelle
für alle
Fotos: H.M.

7. Ausreise nach Deutschland

Die Russlanddeutschen in Kirgisien hörten von Freunden und Verwandten von den Freiheiten und Vorteilen in Deutschland. Da die Ausreise nur Verwandten 1. Grades zu den in Deutschland lebenden Angehörigen gewährt wurde, blieb es für die anderen nur ein Wunsch, der nicht mal offen ausgesprochen werden durfte. Im Jahre 1976 (Regierungszeit L. Breschnew 1964–1980) kam es zur Wende, es ketteten sich sieben Deutsche aus Kirgisien an der deutschen Botschaft in Moskau an, man ließ sie ausreisen. Jetzt brach es wie eine Lawine los, weitere Ankettungen und Ausreisen folgten. Die Häuser, die die Bundesrepublik Deutschland für die Russlanddeutschen zum Verbleib in Russland baute, hielten diese Personen von der Ausreise auch nicht mehr ab. Heute werden diese Häuser z.B. in Altei bei Omsk von bevorzugten Russen bewohnt. Mit reichlichen Schmier- und Bestechungsgeldern bekam man das Ausreisevisum nach Deutschland. Die Mitnahme von Bargeld in Form von Ersparnissen (max. 90 Rubel) oder aus dem Verkauf von Eigentum war nicht zugelassen. Russische Zeitungen brachten zusätzliche negative Informationen über Deutschland.

Am 24. März 1990 (Regierungszeit M. Gorbatschow 1985-1991) kamen die verwandten Familien M. und B. am Frankfurter Flughafen an. Nach Aufenthalt im Aufnahmelager Bramsche bei Osnabrück, in den Lagern Rastatt und Philippsburg wurden sie in das ehemalige Erholungsheim Schielberg eingewiesen. Hier lebten 20 deutschstämmige Familien, je nach Kinderzahl in zwei bis drei Zimmern untergebracht. Alle Personen mußten einen sechs Monate dauernden Sprachkurs belegen. 1992 zog die Familie M. mit ihren sechs Kindern nach langer Wohnungssuche nach Bruchsal.

8. Start in Untergrombach

Nach einer langen Phase der ergebnislosen weiteren Wohnungs- und der alternativen Bauplatzsuche wurde in einer Zeitung über freie städtische Grundstücke in Untergrombach berichtet. Schnell griff man zu, die Darlehen der Landeskredit-



Gebetshaus der Mennoniten-Brüdergemeinde Weingarten. Foto: Konanz

anstalt (LAKRA) für kinderreiche und finanzschwache Familien und des Ausgleichsamtes bildeten den Grundstock für den Hausbau, die tatkräftige Mithilfe der großen Verwandtschaft, wie in russischen Zeiten üblich, ließen ein Wohnhaus entstehen. Der Sohn A. M. meinte nach soviel schwieriger Zeit in Deutschland: „Das Vertrauen auf Gott, es geht immer wieder zum Guten“. Diese Familien sind heute Mitglieder der Mennoniten-Brüdergemeinde Weingarten. Nach der Gründung 1992 und der Ausübung religiöser Tätigkeiten in Behelfsräumen in Stutensee, erbaute man ein neues Gebetshaus in Weingarten. Fast in Eigenarbeit durch die Gemeinemitglieder errichtet, wurde es 2002 eingeweiht⁶.

Abschließend noch ein Hinweis: Die differenzierten religiösen Unterschiede bzw. Inhalte, wie Leittexte aus der Bibel, Wiedertaufe, Taufe nach dem Glauben, Alkoholverbot, soziales Engagement, Wehrpflicht, gerichtlicher Eid, Kleidervorschriften, Ablehnung neuer Medien, Kirchensteuerbefreiung, Laienprediger, Vermeidung bestimmter neuzeitlicher Umwelteinflüsse, Körperschaft des öffentlichen Rechts u.a. dieser evangelischen Freikirchen, zu denen die Mennoniten-Gemeinden gehören, sollen nicht detaillierte Inhalte dieses Berichtes sein. Sie können mit den Gemeinden, bzw. ihren Vorsitzenden besprochen werden. Hierzu findet man Kontaktadressen und Texte im Internet unter den Mennoniten-Gemeinden Weingarten, Sinshem, Karlsruhe-Thomashof und Wössingen⁷. Außerdem wird auf die ARTE-Fernsehsendung „Mennoniten zwischen Gestern und Heute“ hingewiesen. In dieser Sendung wurden die Probleme von 1922 ausgewanderten deutschen Familien (konservativ und reformiert) in Mexiko und Bolivien gezeigt⁸.

Anmerkungen:

- 1 Frau H.M. geb. T., Jahrgang 1926, hat im Jahre 2002 ihre Familiengeschichte in mehreren Gesprächen geschildert. Im Jahre 2011 wurde ein abschließendes Gespräch zur Korrektur des hier wiedergegebenen Textes geführt. Bewundernswert ist das ausgezeichnete Gedächtnis von H.M. in Bezug auf Orte, Daten, Vorkommnisse, und das Erzählte von ihren Eltern und Großeltern hierbei nochmals exakt wiederzugeben. So gesehen: ein Glücksfall für die Untergrombacher Heimatgeschichte. Alle Personenangaben nehmen Bezug auf H.M.
- 2 Michael Ertz „Die Mennoniten im Kraichgau“ in: KRAICHGAU 16/1999, S.113
- 3 Allgemeine Informationen unter www.wikipedia.de und Konradsblatt 5/2011 „Der schmale Weg“
- 4 Eine Heirat kam nach folgenden Grundsätzen zustande: Ausschlaggebend war das Deutschtum. Deutsche Werte, wie Familienzusammengehörigkeit, Erziehung, Sprache waren entscheidend. Erst in zweiter Linie war die Religion wichtig. Man akzeptierte die Kircheng Zugehörigkeit von Mennoniten, Baptisten oder einer anderen evangelischen Freikirche.
- 5 Wanderausstellung „150 Jahre Erweckung – Gemeinde – Mission“ vom 3.-9.5.2010 im Gebetshaus in Weingarten
- 6 Weingartener Heimatblätter, Nr.20 3/2003: Anton Machauer „350 Jahre Mennoniten im Kraichgau“
- 7 am 23.1.2011 aufgelöst
- 8 gesendet am 10.3.2011 um 16.45 Uhr.